Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 95. Bromberg, den 25. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dann lachte sie plötzlich auf. Woher wußte sie eigentlich, daß ihr Führer so tüchtig war? Der alte Moltke mochte schon recht haben, daß dauerndes Glück nur der Tüchtige habe. Es gab für sie wenig, das verächtlicher war als das verkannte Genie. Die Verkennung beruhte meistens auf Faulheit — oder aber die Genialität auf Einbildung. Glück und Tüchtigkeit gehörten schon zusammen im Leben!

*

Auch Kurt saß jetzt zu Hause bei seinen Eltern, auf seinem Schreibtisch lag das Buch von Professor Wolthausen, und er bemühte sich eifrig, in die Geheimnisse des Werkes einzudringen. Aber es war eine saure Arbeit, immer wieder mußte er zu längst verstaubten mathematischen Schulbüchern greifen, um seine Kenntnisse aufzufrischen.

Aber noch war er im ersten Schwung der Begeisterung. Wenn auch der Vater täglich kritische Blicke in sein Zimmer warf und ihn mehr als einmal mit der Frage belästigte, wozu er als Mediziner eigentlich Atomtheorie treibe — denn den Eltern hatte er absichtlich von den großen Zukunftsereignissen noch nichts verraten —, er blieb bei der Sache und kämpfte sich vorwärts.

Eines Tages traf eine Nachricht von Breuning ein, dessen Doktorarbeit jetzt vorm Abschluß stand. Er fragte nach dem Fortgang seiner Arbeiten und meldete seine Ankunft für die nächste Woche an. Er müsse etwas ausspannen und Kurt wäre es doch sicherlich recht, daß er bei ihm ein paar Tage Station mache.

Kurt antwortete erfreut, daß er selbstverständlich bleiben könne, solange er wolle, auch seine Eltern würden sich herzlich freuen, ihn wiederzusehen.

So kamen denn ein paar Tage der Erholung für die beiden Freunde, in denen sie durch die Wälder streiften und die „Angelegenheit“ auf ausdrücklichen Wunsch Breunings mit keinem Worte berührten. Ein paar Tage der Erfrischung und Gesundung für beide, des Kraftschöpfens für Breuning — und der leider wieder erwachenden Flatterhaftigkeit für Kurt.

Denn als der Freund am Ende der Woche wieder abreiste, fühlte sich Kurt außerstande, gleich wieder mit den Arbeiten zu beginnen. Das Wetter war warm und sonnig, und die dumpfe Arbeitsstube hatte keinerlei Reiz mehr für ihn. Er fühlte sich auch körperlich nicht ganz frisch, wie er behauptete, und so suchte er wieder Anschluß bei den alten Bekannten seiner Schulzeit, die in der Heimat geblieben waren, und die Tage wurden ausgefüllt von Spaziergängen und gemeinsamen Vergnügungen.

Zu Hause fiel die plötzliche Wandlung natürlich auf, aber niemand fragte ihn nach den Gründen. Nur der Vater sah ihn manchmal etwas besorgt an. Kurt hatte jetzt zwei Semester hinter sich, und einige harmlose Fragen hatten dem Vater bewiesen, daß er in seinem Studium noch keinen Schritt vorwärts gekommen war. Der erste Leichtsinn sollte nicht beengt werden, da hatte sich der Vater versprochen aber jetzt wurde es doch allmählich Zeit, daß die Arbeit auch ihr Recht erhielt. Die Kosten des Studiums waren wirklich hoch genug, hinzu kam, daß seine Gesundheit nicht mehr die beste war. Wenn er starb, mußte der Sohn das Studium aufgeben.

So kam es, daß Kurt kurz vor dem Ende der Ferien noch eine ernste Auseinandersetzung mit seinem Vater hatte, die seine Stimmung keineswegs verbesserte. Hinter den freundlichen, ermahnenden Worten des Vaters spürte er nur den unleidlichen Zwang, arbeiten zu müssen — und minutenlang schwankte er, ob er sein Geheimnis preisgeben solle. Dann aber ahnte er das skeptische Lächeln des alten Herrn und das Geheimnis blieb ungesagt.

So schieden Vater und Sohn zwar im Frieden, aber nicht im besten Einvernehmen. Kurt hatte wohl versprochen, daß er sich bessern würde, aber im Grunde glaubte ihm das niemand. Ihm kam es ja auch nur darauf an, wieder nach Berlin zu kommen — und gerade in diesem Punkte fand er bei seinem Vater einen begreiflichen Widerstand.

Erst der Hinweis auf eine ganze Anzahl Verpflichtungen, die er behauptete, in Berlin an der Universität eingegangen zu sein, ließ die drohende Wolke für dieses Mal noch vorüberziehen. Im nächsten Semester, so hoffte er, würde dies alles beendet sein, dann war er nicht mehr auf die Eltern angewiesen und konnte ihnen ihm Gegenteil zeigen, wie nützlich er seine Zeit verwandt hatte!

Aber erst, als er im Zuge saß, wurde er frei von der Angst, daß noch im letzten Augenblick alles rückgängig gemacht werden könnte. Jetzt war er unterwegs, Berlin würde ihm schon neue Kraft zur Arbeit geben.

Der Mai hatte in diesem Jahre so heiße Tage gebracht, daß in den Pfingsttagen ein allgemeiner Abstrom aus der Stadt an die See eintrat. Ganz Berlin schien auf dem Stettiner Bahnhof sich zu versammeln, um einen der beiden Wege an die Ostsee einzuschlagen. Selbst Werner Breuning wurde von dem kreisenden Strom mitgerissen, die Furcht vor der brütenden Hitze in den toten Straßen war zu groß. Immer noch lieber in einer Herde von Tausenden frische Seeluft spüren, als allein durch die Steinwüste irren in der Hoffnung, einen Platz im Vorortzug zu erringen.

Aus dieser Einsicht wählte Breuning den „Seeweg“ über Stettin. Aber Werner erwies sich doch als ein unpraktischer Träumer in a'en Dingen des alltäglichen Lebens. Die Nachtfahrt im Zuge war ja noch zu ertragen, aber dann die Jagd zum Dampfer und das stundenlange Warten, bis der Dampfer sich endlich zur Abfahrt bequemte, voll bis zum obersten Deck, ein einziges Arsenal schwatzender, lachender und singender Menschen, ein Chaos von Kissen und Flaschen, Butterbroten und Ferngläsern, Koffern und Menschenleibern.

Werner saß — er hatte teils durch unglaubliches Glück, teils durch Anwendung von Gewalt einen Sitzplatz ergattert — zwischen zwei kinderreichen Familien eingekeilt, umtobt von der schnatternden Unterhaltung und den liebevollen Zwiegesprächen zwischen Eltern und Kindern und überdachte

melancholisch die Freuden dieser Pfingstfahrt, die seiner noch harrten.

Gott sei Dank dauerte diese Fahrt nach Swinemünde ja nur drei Stunden, dann war man befreit, Werner atmete auf. Seinen kleinen Handkoffer gab er im nächsten Hotel ab — ein Zimmer vorauszubestellen war er doch praktisch genug gewesen — und blieb zunächst am Hafen, denn alle Mitreisenden stürzten sich in gefährlicher Eile sofort zum Strande, als könnten sie Wichtigstes versäumen.

Am Hafen aber war es still und schön. In sonniger Ruhe lagen die zahlreichen Fischerkutter, kühler erfrischender Wind bauschte die Segel leicht auf. Werner hatte seine Pfeife entzündet und schlenderte behaglich am Ufer entlang, immer weiter in der Richtung zur See. An der Anlegestelle der Rügendampfer geriet er wieder in einen Menschenstrom, der sich in die wartenden Wagen und Kraftwagen ergoß oder zu Fuß der Stadt zustrebte. Ein buntes, farbenfrohes Gewimmel, nett anzusehen, wenn man selbst bereits alle Ankunftsschwierigkeiten hinter sich hatte.

Mitten durch die strudelnde Menge zog mit majestätischer Feierlichkeit klingelnd und Rauchwolken schleudernd ein Güterzug, überall von lachenden Gesichtern angestaunt. Es war wirklich erstaunlich, wie diese Menschen mit dem lärmvollen Gedränge und all den anderen Unbequemlichkeiten der Reise fertig wurden. Fast schien es, als gehöre das alles mit zum eigentlichen Vergnügen.

Dann wurde es wieder stiller um ihn, er bog vom Hafen ab und wandte sich, durch den Park wandernd, allmählich der Strandgegend zu. Im Park war es noch ganz einsam, Kurgäste gab es erst wenige, und die Feiertagsfahrer waren alle am Strand. So schritt er, jetzt bald versöhnt mit seiner Reise, durch die Stille des herrlichen Parkes.

Je näher er freilich dem Strand kam, um so häufiger sichtete er Menschen, die auf Nebenwegen alle dem einen Ziel zustrebten. Und allmählich fand sich Werner in die notwendige Stimmung, versuchte die gesunde Einstellung dieser Vergnügten ebenfalls zu erringen; alles ist schön, man muß es nur so sehen wollen!

So antwortete er vergnügt auf die verschiedenen lustigen Rufe, die ihn erreichten, wenn er jetzt im Eilschritt an den Wandernden vorüberzog, dicke Rauchwolken aus der Pfeife wie einen Gruß hinter sich lassend.

Und dann stand er am Strande. Das Quirlen und Treiben der bunten Menge dort unten übersah er, seine Augen waren über alles hinweg in die Ferne gerichtet, folgten dort am Horizont einem Dampfer, der in unwirklicher Ruhe vorbeizog.

Nicht weit von ihm stand ebenfalls in stummes Staunen versunken eine junge Dame, die ihn noch nicht bemerkt zu haben schien oder sich wenigstens um seine Anwesenheit nicht kümmerte. Er betrachtete wohlgefällig dieses Geschöpf, das — unwillkürlich zog er den Vergleich — gleich ihm sich hierher verflogen hatte. Wie ein fremder schöner Vogel wirkte sie, der unter Spatzen geraten war und nun das Heil in der Selbstzurückgezogenheit suchte.

Plötzlich wandte sie den Kopf, sah ihn an, und es war etwas in dem Blick, daß er verlegen grüßte, als müsse er sich vor ihm für seine Gedanken entschuldigen. Sie dankte mit leichtem Erstaunen, dann wandte sie sich mit unwilliger Bewegung zum Gehen.

Als sie dicht an ihm vorbeiging, erkannte er sie plötzlich: „Verzeihung, Fräulein Landolt, nicht wahr?"

Sie blieb überrascht stehen.

„Ich erinnere mich nicht, Sie kennen gelernt zu haben", sagte sie kühl.

Er lachte leise.

„Allerdings nicht", sagte er. „Aber ich kenne Sie und zwar durch meinen Freund Kurt Korrat."

„Kurt? — Kurt ist Ihr Freund?"

„Kurt Korrat ist mein Freund. Mein Name ist Breuning."

Sie strahlte plötzlich auf.

„Herr Breuning?" Das ist aber ein glücklicher Zufall. Kurt hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Ich freue mich wirklich, Sie kennen zu lernen."

Sie streckte ihm mit freudiger Bewegung die Hand entgegen.

„Auch ich freue mich, mit Ihnen endlich einmal persönlich bekannt zu werden. Bisher beruht meine Bekanntschaft mit Ihnen ja nur auf dem Sehen und Hören aus der Ferne. — Wollen wir zur Mole gehen", sagte er plötzlich ohne Übergang.

„Gerne", antwortete sie.

Schweigend schritten sie eine Weile nebeneinander her. Den Blick auf die weite See gerichtet, wanderten sie hinunter zum Strand, stapften durch den weichen Sand.

(Fortsetzung folgt)

Der Pastorenbock.

Humoreske von Wilhelm Hochgreve.

„Immer noch nichts?" fragte der Doktor, der Gemeindevorsteher und einige Landwirte wie aus einem Munde den in die Gaststube eintretenden Jäger. „Nee", sagte der kurz und scheinbar übel gelaunt, während er Drilling und Rucksack an den Nagel hängte und den Lodenhut an die Wand klatschte. Dann setzte er sich zu den anderen Gästen, bestellte einen „Großen" — einen „ganz Großen" —, fuhr mit dem Taschentuch über das verschwitzte Gesicht, machte seinem Unwillen noch einmal durch ein knurrendes „Brr" Luft, nahm dem Wirt den „ganz Großen" aus der Hand und sog ihn bis auf einen kleinen Rest leer. Ein wohliges Stöhnen verriet, daß er nunmehr schon wesentlich besser gestimmt war.

Wenn man auch dem Jäger den Städter ansehen konnte, so machte er doch keineswegs den Eindruck eines Salonjägers. Das große, offene, ruhige Auge und das breite, sehnige Gelenk der gebräunten Hand ließen vermuten, daß der Mann mit der Büchse umzugehen verstand. In den ersten acht Tagen hatte er zwei braven Sechsern und einem Abnormen die Kugel geben können, um sich dann ausschließlich — nun schon vierzehn Tage lang — um einen besonders Braven abzumühen.

Wie er es aber auch anstellen mochte, der Bock wußte allen Nachstellungen des Jägers zu entgehen, in den meisten Fällen dadurch, daß er früh schon vor dem ersten Büchsenlicht wieder im dunklen Waldbusch verschwand, abends aber erst dann austrat, wenn bereits die Eulen munter waren. Meist hatte der alte, schlaue Kunde ein Schmalreh bei sich, das ihm als Vorposten und Seitendeckung diente.

„Ein ganz Gerissener", sagte der Jäger und kam dem Doktor seine frische Blume.

„Seltsam", meinte der Angeredete, „der Pastor will heute früh in derselben Gegend einen überaus starken Bock gesehen haben, aber am hellen Tage, so gegen acht Uhr."

„Am hellen Vormittage? Das ist wohl ein anderer, und wenn überhaupt 'n Pastor 'n starken Bock sieht . . ."

„Lassen Sie 's gut sein", unterbrach der Gemeindevorsteher, „unser Pastor hat früher schon manchem auf diese Weise einen guten Bock ausgemacht — das wird schon stimmen!"

„Meinen Sie?" fragte der Jäger, noch keineswegs ganz überzeugt, und er kratzte an seinen Händen, welche den Mücken während des Ansitzes als Nährquell gedient hatten. Der Bock blieb das Thema des Abends. Der Doktor und die Landwirte einigten sich dahin, daß der bewußte Kapitale derselbe sein müsse, der von dem Vorpächter der Jagd dreimal mit der Kugel gefehlt und einmal leicht angeschweißt worden war und der daher nicht allein aus Altersvorsicht jene äußerste Abneigung gegen Leute von der grünen Farbe bewies.

Der Jagdpächter aber faßte den Entschluß, am nächsten Morgen zu ruhen und dem Bock erst um die Zeit, da er angeblich vom Pastor gesehen worden war, nachzugehen. —

„So 'n Halunke!" Mit diesen Worten betrat am nächsten Abend der Jäger die Gaststube, und die Zechgenossen vom Vorabend, vollzählig versammelt, wußten, daß es wieder nichts geworden war. „'n Großen! — Also so 'n Gauner von Bock! Aber ich habe ihn doch wenigstens mal gesehen — ein mächtiger Bengel —, aber unverschämt schlau und verflucht vorsichtig." Dann erzählte er, daß der Bock beinahe nach der Uhr pünktlich dastand, aber — natürlich! — zu weit. Mit Aufbietung aller Schleichkünste habe er sich an ihn

heranzupirschen versucht, um im besten Augenblick von einer dicht neben ihm schreckenden Ricke um den Erfolg gebracht zu werden. „Aber — ich versuch's noch einmal!" Der Doktor, in jüngeren Jahren selbst ein eifriger und erfolgreicher Jäger, riet, ganz ungezwungen wie der Pastor auf den Bock loszugehen und ihm selbst auf 150 Meter die Kugel zu geben, wenn es anders durchaus nicht gehen wolle. —

Der Jagdpächter ging dem Rate des Doktors entsprechend vor, aber der Bock war wie fortgeblasen und nicht wieder zu sehen. Drei Tage noch bemühte er sich um ihn, jedoch vergebens, und so fuhr er bitter enttäuscht wieder heim. Da bekam er eines Tages vom Doktor den telegraphischen Bescheid: „Pastor Bock heute früh gesehen." Am nächsten Morgen war er zur Stelle, aber der Bock blieb verschwunden. Auch am folgenden Tage hatte der Jäger keinen Erfolg, obgleich er vorher den Pastor über Zeit, Ort, Tempo (des Pastors!) genau ausgehorcht hatte. Der Bock war verschwunden. Da erklärte der Pastor sich bereit, den Gang, den er sonst berufshalber ging, des Bockes wegen zu wiederholen, und er hatte tatsächlich das Glück, den Bock anzutreffen und sich ihm bis auf achtzig Schritt zu nähern, worauf dann der Bock langsam zu Holze zog. Als der Jagdpächter dieses erfuhr, kam er plötzlich auf den Einfall, den Bock als Pastor anzugehen.

Getan wie gedacht. Der Gehrock und der schwarze Hut des Wirtes saßen zwar nicht gerade wie angegossen, aber der Bock würde schon für Garderobefeinheiten kein Auge haben.

Was tut man nicht alles, wenn man einen kapitalen Rehbock zur Strecke bringen will. Und so zog der Jagdpächter denn los, bis an den Ausgang des Dorfes begleitet und verfolgt von Dorfbewohnern, alten und jungen, und er mußte mit lachen, zumal da auch einige Dorfschönen sich kichernd an dem Zuge beteiligten.

Als er endlich allein war, beschleunigte er seine Schritte, sah dann nach der Uhr, stoppte wieder, um sich langsam dem Esparsetteschlage zu nähern, auf dem der Bock gesehen worden war. Den Drilling hatte er längst unter dem Gehrock versteckt, und von Zeit zu Zeit hob er das Glas. Da — wahrhaftig — da stand er, wie aus der Erde geschossen, aber schon hatte er den Pseudopastor wahrgenommen, äugte mißtrauisch und begann dann mit dem verdächtigen Scheinäsen. „So ein Bursche", dachte der Jäger, „aber warte, ich kriege dich heute." Während er bedächtig und anscheinend gleichgültig vorging, sicherte der Bock jetzt sehr scharf. 150 Meter noch mochten die beiden trennen. Langsam ging der Drilling hoch. Da trat der Bock unruhig umher, um dann, als der Jäger die Waffe schon fast in Schulterhöhe hatte, mit ein paar Fluchten und unter rauhem „Bö, bö-bö" im nahen Walde zu verschwinden. —

Der Jagdpächter klagte zuerst dem Pastor sein Leid, der sich sehr über die originelle Verwendung seines Gehrockes im Dienste der Jagd freute. Er meinte, der Bock müsse wohl den Wolf im Schafspelz gewittert haben, aber der Jäger ließ sich nicht davon abbringen, daß der Pastor eine besondere fromme Witterung besitze.

Und sie redeten und rieten hin und her, bis der Pastor schließlich zögernd eingestand, daß er auf seinen Wegen durch den Wald gottesdienstliche Eingangslieder zu singen pflege, weil er — so erklärte er lächelnd — im Singen nicht viel los habe und sich daher auf allen einsamen Wegen zu üben versuche.

„Aha!" meinte der Jagdpächter. „Daher, so — so, na, warte!" Und er notierte sich nach den Angaben des Pastors einige Verse, um dann davon zu eilen.

„Danke, danke", brüllte er über die Schulter nach dem Pastor zurück. —

Als am Abend der Doktor und die übrigen Stammgäste nach dem Jagdpächter fragten, kam die Wirtin dazu und meinte ängstlich, was wohl dem Herrn fehle (dabei zeigte sie an die Stirn), ob der Bock ihm den Kopf verdreht habe. Der Herr singe ununterbrochen ein Kirchenlied, genau so wie der Pastor vor der Predigt. Sonst trällerte er nur ganz lustige Sachen, zu lustige, und nun auf einmal . . . . Ihr sei wirklich angst. Ob der Doktor nicht mal hinaufgehen wolle? Das war nicht nötig, denn der fromme Sänger trat in die Tür.

„Also heute war's nichts, wieder nichts, immerhin bin ich doch wenigstens auf 150 Meter herangekommen. Aber morgen abend, meine Herren, da hat jeder einen in der Krone, morgen habe ich den Bock, oder — weiß der Kuckuck — ich rühre kein Gewehr wieder an."

Wirklich erhielt am nächsten Mittag die Frau Pastor eine frische Rehleber, und tatsächlich hatten am Abend die Stammgäste so viel Bier und Kognak zu trinken wie sonst in einem halben Monat kaum. In der Mitte des Tisches lag die von der Wirtin bereits abgekochte Rehkrone, ein wuchtiges Stück, in einer Lache von Bier. Die rührte von der Taufe her, die der lustige Doktor vollzogen hatte. Der Bock hieß nur noch der Pastorenbock. Der Jagdpächter war zuerst „hinüber". Als der Wirt ihn in sein Zimmer hinauf führte, lallte er die eingelernte Strophe und faselte von einem „Past — hup — orenbock". Der Doktor, der dicke Gemeindevorsteher und die übrigen aber lachten, daß die Tabakswolken in größte Unruhe gerieten. „Schade, schade!" brüllte der Doktor. „Schade, das hätt' ich sehen mögen, wie der den Bock mit dem Vers —" Das Gelächter übertönte seine Worte, aber es läßt sich unschwer erraten, was er sagen wollte.

Ein gutes Geschäft.

Skizze von Rudolf Hofmann.

Pierre schnallte seinen Gürtel enger und ging weiter. Die Auslage des Delikatessengeschäfts brachte ihm nur das leere Gefühl im Magen stärker zum Bewußtsein.

Vor einem Musikaliengeschäft blieb er wieder stehen. Das schadete weniger. Er betrachtete sich die im Schaufenster hängenden Geigen und andere Instrumente. Und dann erinnerte er sich, daß er doch schon mal in diesem Geschäft irgend etwas geholt hatte. Langsam wurde es ihm klar: Ja, damals, als Paul noch sein Freund war. Der hatte ihn mal hineingeschickt, eine A-Saite zu holen. Mit einer falschen Fünf-Frank-Note. Pierre mußte sich jetzt, da ihm die Sache wieder einfiel, wundern, daß er sich von Paul so hereinlegen ließ, noch dazu mit einer so schlechten Fälschung. Natürlich sah es der Verkäufer sofort und holte den Besitzer des Geschäfts herbei. Dieser kam aus einem dem Laden angeschlossenen Raume, dessen Inneres durch eine Tür mit matten Glasscheiben den Blicken der Kunden verborgen blieb. In der Mitte der Tür befand sich ein kleines Emailleschild mit der Aufschrift: Kontor. Merkwürdig, wie sich Pierre jetzt sogar an die kleinen Einzelheiten erinnerte. — In dieser Geschichte damals konnte man ihm nichts nachweisen und entließ ihn nach vier Wochen zu Unrecht erlittener Untersuchungshaft. —

Er stand wie geistesabwesend vor dem Schaufenster und stierte hinein. Fünf Minuten — zehn Minuten. Dann plötzlich kam Bewegung in ihn, und er betrat den Laden.

Der junge Verkäufer sah auf den Kunden. „Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich möchte gern eine Violine", sagte Pierre.

„In welcher Preislage sollte sie sein?"

„Mehr als 200 Franken möchte ich nicht ausgeben."

„Sehr wohl! Diese hier zum Beispiel — sehr schöner Ton — kostet 150. Oder diese hier, sie ist eine genaue Nachahmung der berühmten Stradivarius — kostet 180."

Der Verkäufer hatte Pierre mehrere Geigen vorgelegt. Pierre war trotz seines hungrigen Magens elegant gekleidet und wirkte wie ein vermögender Kunde.

„Was haben Sie denn dort für eine hängen?" Pierre wies auf eine Geige.

„Diese kostet 250 Franken."

„Dürfte ich sie mal näher ansehen?"

„Gewiß!" Der Verkäufer reichte Pierre die von ihm bezeichnete Violine, der sie wie ein Kenner betrachtete, abklopfte, an den Saiten zupfte und dann an die Ohren hielt.

„Gerade diese hier würde mir gefallen. 250 sagen Sie?"

„Ja, 250!"

„Hm, könnten Sie nicht etwas am Preise nachlassen?"

„Nein, mein Herr! Wir haben hier feste Preise."

„Vielleicht wenn ich mit Ihrem Chef ein wenig reden würde . . .?"

„Herr Allard geht grundsätzlich von den festgesetzten Preisen nicht mehr herunter."

„Aber Sie könnten mich immerhin mal den Versuch machen lassen . . .?"

Der Verkäufer lächelte: „Versuchen können Sie es, aber Sie werden sehen . . ."

Pierre ging auf die mit Kontor bezeichnete Tür zu. Von dort aus wandte er sich nochmals an den Verkäufer: „Könnte ich nicht die Violine mit hinein nehmen?"

Der Verkäufer reichte ihm die Geige, und Pierre betrat mit ihr das Kontor des Inhabers. Herr Allard blickte nach der Tür, an der Pierre stehen blieb: „Sie wünschen?"

Pierre trat näher und begann mit etwas gedämpfter Stimme: „Herr Allard, die Not zwingt mich, meine mir teuer gewordene Violine zu verkaufen. Ich habe schon mit Ihrem Verkäufer gesprochen, aber er will mir nur 120 Franken dafür geben. So kann ich sie nicht hergeben, Herr Allard!"

Herr Allard sah auf Pierre und von Pierre auf die Geige.

„Na, lassen Sie mal sehen, junger Mann."

Herr Allard besah die Geige genau. „Wissen Sie was, junger Mann, ich gebe Ihnen dafür 140 Franken, aber mehr auf keinen Fall; nun, wie ist's?"

„Nun, ich denke; 140 Franken sind besser als 120", sagte Pierre, „ich hatte mir zwar vorgenommen, sie nicht unter 150 herzugeben, aber was will man machen, wenn man Geld braucht."

Herr Allard entnahm seiner Schreibtischlade 140 Franken und gab sie Pierre, der das Geld einsteckte, „Danke" sagte und das Kontor verließ. Im Laden stand der Verkäufer und blickte fragend auf Pierre.

„Um zehn Franken ist er herunter gegangen; ich will schnell nach Hause und noch mehr Geld holen, bevor er es bereut." Damit lief Pierre aus dem Laden, rief auf der Straße eine Autodroschke herbei, stieg ein und verschwand. Herr Allard aber rieb sich die Hände, denn sein Kennerblick hatte ihm sofort verraten, daß an dieser Geige 100 Franken zu verdienen waren.

Die entthronte Prinzessin der Osage-Indianer.

Ihr Vater war der Häuptling Weißer Adler, und ihre Landsleute vom Stamm der Osage-Indianer nannten sie Prinzessin Nokomis. Sie selbst gedachte die Frau des Häuptlings Immergrüner Baum zu werden und den größten Wigwam im Reservat ihr eigen zu nennen. Doch das Schicksal wollte es anders. Einst kam Prinzessin Nokomis nach Denver (Colorado), um als fürsorgliche zukünftige Stammesmutter drei Osages zu besuchen, die dort im Krankenhaus lagen. Zum Erstaunen aller Klatschmäuler daheim wiederholten sich diese Besuche recht häufig. Die Klatschmäuler hatten nicht unrecht.

Im gleichen Saal mit den drei Osagen lag ein weißer Sergeant. Er litt an den Folgen einer Gasvergiftung und hatte wenig Aussicht auf Genesung. Die dunkelhaarige Schönheit empfand Mitleid mit dem Armen und setzte sich an sein Bett, um ihm ein paar tröstliche Worte zu sagen. Und da geschah das Unerwartete. Der Sergeant lebte von Besuch zu Besuch sichtlich auf, und schließlich erklärte der Arzt der Prinzessin, der Patient werde gesunden, dank eines geheimnisvollen Einflusses, den sie auf ihn ausübe.

Da brachte es Nokomis nicht übers Herz, sich von ihrem armen Sergeanten zu trennen. Sicher hatte sie auch davon gehört, daß drüben in Europa verschiedene Königskinder mit alten Bräuchen gebrochen und Liebesehen geschlossen hatten. So erklärte Prinzessin Nokomis dem Immergrünen Baum eines Tages offen und ehrlich, sie wolle auf seine Hand und auf den größten Wigwam im Reservat verzichten und Frau Sergeant Beaven werden.

Ob dieser Erklärung entbrannte der Zorn des Häuptlings und des ganzen Stammes. Doch alle Drohungen nützten nichts. Prinzessin Nokomis wurde die Frau des Bleichgesichts. Daraufhin verstieß sie der Stamm. In feierlicher Ratssitzung teilten die alten Krieger der Osagen ihren Stammesgöttern mit, es gäbe keine Prinzessin Nokomis mehr und der Häuptling Weißer Adler habe niemals eine Tochter besessen. Dieser Fluch trübt aber Frau Beavens Glück nicht im geringsten. Die einstige Indianerprinzessin befindet sich augenblicklich auf einer recht ausgedehnten Hochzeitsreise um die Welt, weil ihr die Ärzte erklärten, ständige Luftveränderung sei neben ihrer Liebe das einzige Mittel, um ihren Sergeanten gesund zu machen.



Bunte Chronik



* **Bitte den Bahnhof nicht anzünden!** Auch auf der argentinischen Eisenbahn gibt es viele Stationen, wo sich die Fahrgäste nach berühmtem schwäbischen Muster stärken und erholen können. Aber die Leute im Silberlande legen wenig Wert auf solchen Aufenthalt, weil ihre Reisen sich meistens auf weitere Entfernungen erstrecken als von Stuttgart nach Tübingen. Diese Abneigung ist nun in letzter Zeit infolge eines Streites zwischen den argentinischen Eisenbahngesellschaften und deren Personal noch wesentlich gewachsen. Als Protest gegen die Hartnäckigkeit ihrer Direktionen gewöhnten es sich nämlich die Eisenbahner an, absichtlich Verspätungen durch ungebührlich in die Länge gezogene Aufenthalte herbeizuführen, worüber die Reisenden Mord und Brand schimpften, um sich zunächst mit dem anscheinend Unvermeidbaren abzufinden. Doch kürzlich riß den braven Argentiniern auf der Westbahn die Lammesgeduld. Nachdem von Station zu Station die Aufenthalte länger geworden waren, blieb der Zug schließlich endgültig auf einem Bahnhof liegen. „Ja", meinte der Stationsleiter mit bedauerndem Achselzucken, „eine oder zwei Stunden kann es noch dauern, bis Sie weiterfahren können." Schimpfend spazierten die Reisenden auf dem primitiven Bahnsteig auf und ab. Als zwei Stunden vergeblichen Wartens vergangen waren, riß den Argentiniern die Geduld. Wie auf Kommando stürzten sich die Erbosten auf den Bahnhof, jagten die Beamten in die Flucht und zündeten nicht nur das Gebäude, sondern den Zug selbst an. Die Folge davon war, daß sich der Aufenthalt neben den sengenden Trümmern der Station noch recht wesentlich verlängerte, bis endlich ein Ersatzzug eintraf und die grollenden Reisenden an ihr Ziel brachte.

*

* **Ein Mann, der das Gedächtnis an seine Liebe verliert.** In London mehren sich in den letzten Wochen in hohem Grade außergewöhnliche Fälle von Gedächtnisschwäche. Die Polizei griff jetzt wieder einen neunzehnjährigen Jüngling auf, der gut gekleidet und auch nicht mittellos war, sich aber nicht mehr an seine Familie, Bekannten und Freunde erinnern konnte. Harry hatte auch ganz seine Verlobung mit einem netten Mädel vergessen. Er schaute die Dame mit leeren Augen an, als sie ihn auf dem Polizeibureau befragte, ob er sie denn nicht mehr liebe. Aber Harry bat die Polizei und eine zufällig in der Nähe stehende ältere Dame höflich um Schutz gegen die Belästigung durch ein fremdes junges Mädchen. Die Ärzte gaben ihrer Überzeugung Ausdruck, daß Harry nicht simuliere, zumal er auch Vater und Mutter mit entsetzten und erstaunten Augen ansah. Er fuhr sich nervös mit den Händen durch die Haare und gab vor, niemand zu kennen. Nur in Begleitung der Polizei ließ er sich in ein „fremdes Haus und zu fremden Menschen" bringen, erkannte nicht sein Vaterhaus und seine Familie und bat die Polizei dringend, ihn „in diesem fremden Hause" nicht aus den Augen zu lassen.

*

* **Die amerikanische Puppenmode.** Die Damen der amerikanischen Gesellschaft haben ein neues Spielzeug entdeckt. Es sind Puppen, deren aus Wachs geformte Köpfe ein getreues Abbild ihrer Besitzerin sind. Das Puppenkleid ist eine genaue Wiedergabe eines besonders bevorzugten Kleides, falls es sich um eine Straßentoilette handelt mit dem dazu passenden Hut. Diese Puppen haben ihren Platz neben den Pekinghündchen in den Autos und werden auch zu gesellschaftlichen Veranstaltungen mitgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.